nder. Aus dessen Tür führte der Knecht an einem Strick ein Kälblein, das der Schlächter holen wollte. In diesem Augenblick kam das Viehauto heran, das Tier erschrak, riß sich vom Strick und rannte auf die Straße mitten ins Auto hinein. Zermalmt lag es unter den Rädern. Der Bauer starrte auf die zuckende Masse, riß dann dem Knecht den Strick aus der Hand und wandte sich dem Obstgarten zu. Dort war jetzt kein Mensch. Und niemand durfte seine grenzenlose Verzweiflung sehen. Nur ein Wunsch glühte in ihm: zu erlöschen wie ein Licht, nichts mehr zu fühlen. Satt hatte er das Leben, satt! Nun der einzige Sohn in Schanden gestorben war, besaß es keinen Wert mehr für ihn. Wie kann einer weiterleben, wenn alles um ihn her zugrunde geht? Der Unfall mit dem Stierkalb war der letzte Tropfen gewesen, der den Becher seines Unglücks zum Ueberfließen brachte. Der Strick, aus dessen Schlinge es in den Tod lief, sollte ihm die Erlösung bringen.

Es war schon fast dunkel, aber es regnete nicht, nur der Sturm sang weiter sein Lied von Stärke und Macht. Des Trinksbauers Kopf war wirr und wüst. Keinen klaren Gedanken vermochte er mehr zu fassen. So ging er zwischen den Obstbäumen und suchte einen passenden Ast. Da sah er einen Stamm im Sturme schwanken, wild hin und her geschüttelt. Er eilte hin. Der junge, edle Apfelbaum. Er war schwächlich gewesen und hatte einen Pfahl bekommen müssen — eine Stütze, so wie schwache Menschen sie brauchen. War Wilhelm schwach gewesen? Und hatte ihm die rechte Stütze gefehlt? Nun sah er: Im Sturm war das Band zerrissen, ein Wunder, daß der Baum noch heil. Fast zärtlich fing er ihn ein. Drei Jahre war es her, daß man ihn pflanzte. Da lebte seine Frau noch — der Sohn kam gerade von der Ackerbauschule heim — und er brachte den edlen Baum mit, der heuer die ersten Früchte trug. Noch waren sie klein und grün. Kein Mensch konnte sich vorstellen, daß da einmal bunte, köstliche Aepfel hängen sollten. Ach, vielleicht waren sie wurmig — so wie mancher Mensch... Ein Glück, daß er den Strick bei sich trug. Fest band er den Stamm an den Pfahl und strich leise über die Rinde. Wie schön hatte er sich's gedacht, hier mit Enkelkindern umherzugehen und ihnen reife Früchte zu brechen. Vorbei. Er besah den Strick. O — er reichte noch gut für den Zweck. Doch dort schwankte noch ein Stamm im Sturme — da wieder einer. Ein Birnbaum. Die saftigen Früchte glichen Krügen mit süßem Inhalt. Ein alter Baum hatte da gestanden, der manches Glück gesehen. Als er einging, wuchs gleich wieder ein anderer empor. Ein schönes Dasein voll Arbeit und Pflichten.

Mechanisch band er die Stämme fest. Schließlich stand er mit einem kurzen Endchen des Strickes da. Nachdenklich betrachtete er es. Nein, der langte nicht mehr, die Sorgen auszulöschen. Man müßte einen neuen holen. Aber das hatte Zeit. Der Sturm war milder geworden, die Wolken jagten eilig wie schwarze Traumschiffe den fernen Meeren zu, und hinter ihnen kamen blinzelnd und in alter Pracht leuchtend die Sterne hervor.

Der alte Mann sah erschüttert hinauf und ließ den kurzen Strick beschämt zur Erde fallen. Dann barg er sein Gesicht in den Händen. Wer gab ihm das Recht zum Vernichten? War er nicht gesund noch und stark? Konnte er den verfahrenen Karren nicht wieder heraus und auf den rechten Weg bringen? Und so lange weiterstoßen, bis der Herr ihm selbst die Hände zur Ruhe faltete? Gottvertrauen! Da muß man auch auf sich selbst vertrauen. Auf die eigene Kraft.

Der alte Mann sandte dem jungen Apfelbaum einen dankbaren Blick zu und stand zugleich horchend. Was rollte da heran? Ein Auto — jetzt am Abend! Es hielt vor dem Hause. Mit zitternden Knien schritt der Alte hinüber. Und da stand sein Sohn Wilhelm — lachend und gesund und neben ihm ein frisches Mädchen. Der Trinksbauer stotterte: „Was bedeutet das? In der Zeitung stand..."

„Hast Du es schon gelesen? Aber doch nicht geglaubt, Vater! Ein Schwindler stahl mir den Paß — es machte mir Schererei genug — ja, Vater, ich wollte ein wenig spekulieren, um unsere Lage zu verbessern. Aber der Vater dieses Mädchens da — ich kenne es schon lange — riet mir ab. Wir werden mit seiner Hilfe eine Brennerei errichten... Vater, Du bist so verstört, was hast Du?"

„Nichts, mein Junge. Morgen zeig' ich Dir den Apfelbaum — er wär beinahe zerbrochen. Ich band ihn an. Den wirst Du pflegen und gut halten. Und nun kommt hinein, wir wollen die Freude feiern."

Das junge Paar schüttelte verwundert den Kopf. Sie wußten nichts von Stunden im Sturm der Verzweiflung und nichts vom Frieden, den Sterne geben können. Sie waren noch jung und glücklich.

Jan und die Puffotter.

Afrikanische Geschichte von Werner Schmidt-Pretoria.

Es war eine Unzahl von weglosen, sonnengelben, Kalaharidünen teils zu Fuß teils mit der Zweiradkarre zu überwinden gewesen, bis sich die mächtige Farmerhand Jans wieder einmal um meine klammerte. Auf allen möglichen Längen- und Breitengraden war ich herumgerutscht, und hier — hier lag eine angesprungene Bierflasche noch auf demselben Fleck, auf den ich sie, vor zehn Jahren einmal, geworfen hatte. Jan hauste noch in demselben sechs Fuß hohen Wellblechkontor; die Kaffern krochen halbnackt aus ihren Hütten heraus, um mich zu begrüßen. Keine Veränderung...

Doch, eine. Jans Fähigkeit, Luft in volle Whiskyflaschen zu pumpen, hatte noch zugenommen.

Es war kaum glaubhaft, daß er es fertig brachte, seinen ewigen, höllischen Durst noch zu steigern; genug, die Zahl der ununterbrochenen Staffettenläufe seiner Neger nach dem tageweiten Flaschenverkauf zeigte es.

Wir schliefen, wie früher, auf ein paar Bocksfellen im Freien, unter der Schirmakazie. Einige Sekunden nach dem Erwachen nahm Jan seinen „Augenöffner", kurz darauf den „Sonnenaufgangsschluck"; und so ging es — man könnte sagen: einem mit mehr oder weniger formvollen Namen belegten Stundenplan gemäß — bis zum „Sundowner" und zur „Letzten Träne".

Trotzdem wurde Jan niemals unangenehm. Sein Geist blieb wolkenlos und frisch; seine Nerven arbeiteten wie das Signalwerk der Eisenbahn; sein Blut schien das Rauschgift restlos aufzunehmen.

Eines Nachts begann es zu regnen; naturgewaltig und ungebunden. Wie Afrika selbst.

Wir nahmen unsere schäbigen Felle vom Boden auf, und Jan stieß einen kleinen, zuckenden Schrei aus. Ich sah noch, wie sich die Puffotter zwischen seinen Feldschuhen hindurchwand.

Mit dem Taschenmesser schnitt ich ihm den Biß kreuzförmig auf. Aber die übermangsauren Kaliblättchen, die das Schlangengift gebunden hatten, waren nirgends zu finden. Weil Jan darauf bestand, goß ich ihm eine halbe Flasche Scotch Whisky in die Wunde...

Am nächsten Tage war Jans Arm grau und dick wie ein Elefantenrüssel. Weiß der Himmel, wie er mir leid tat, der alte Kerl.

An diesem Tage trank Jan seinen Stundenplan zweimal durch.

Am Abend hatte der Unterarm die Tönung einer ölbenetzten Regenpfütze. Das Schlangengift schien wieder herauszutreten, da es der wundervollen Blutmischung Jans anscheinend nichts anhaben konnte.

Als er mir, einige Stunden später, wieder zuprostete, mit der eben noch kranken Tatze das Glas umklammernd, da brachte uns ein Eingeborener die Puffotter, deren Spur er von der Schirmakazie her geschnitten hatte. „Baas", gluckste er, sie muß gleich nach dem Bisse elendiglich verendet sein..!"

Wir — Jan und ich — tippten auf Alkoholvergiftung.

Neuartiger Kampf gegen die Mücken.

Zwischen den Mündungen der Rhone, unweit Marseilles, liegt die Camargue, eine ausgedehnte Sumpflandschaft, wo sich Mücken und Moskitos in Mengen finden wie sonst nirgend in Europa. Man hat natürlich alles versucht, um dieser Plage Herr zu werden, bisher mit recht geringem Erfolg. Von der Erfindung einer jungen Marseillaiserin verspricht man sich nun aber ein baldiges Ende der Mückennot. Fräulein Germaine Gourdon hat nämlich einen Apparat entworfen, bestehend aus einer senkrechten Röhre, an deren Spitze eine hellbrennende elektrische Glühbirne sich befindet. Diese lockt von weither die Mücken herbei, die das Licht umschwärmen, von einem am Fuße der Röhre angebrachten Ventilator aber in diese hinein gesaugt und dann leicht getötet werden. Bei einem ersten Versuche schätzte ein Sachverständiger die binnen vier Stunden hiermit vernichteten Mücken auf rund 3,4 Millionen Stück. Die Erfinderin hofft die „Leistung" auf rund eine Million stündlich steigern zu können.

Warburger Warte

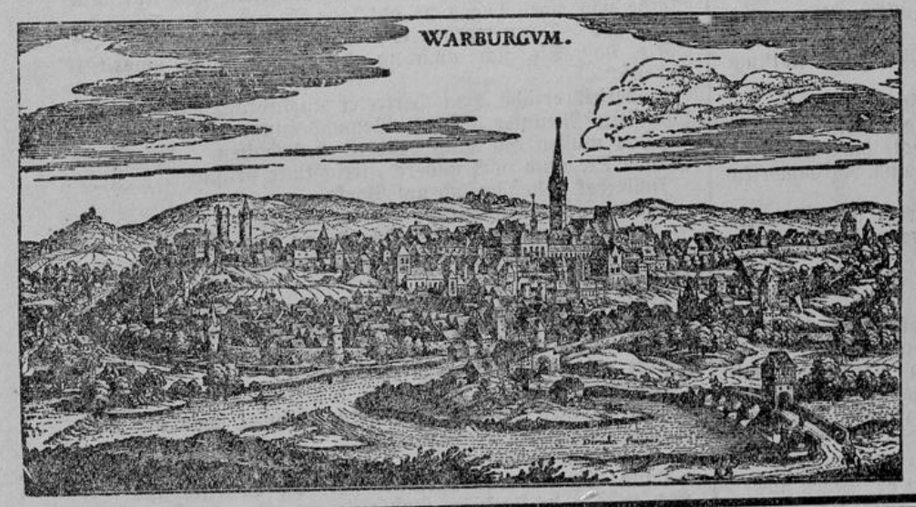
Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 11 | **4. Februar 1933** | **7. Jahrgang**





Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meißner, Verden i. Aa.

15. Fortsetzung

In Fürstenwalde war Toni wieder ganz munter. Sie nahm alle Energie zusammen und tat ihren Dienst. Otto unterstützte sie eifrig.

Vor der Abendvorstellung suchte Toni den jungen Hollerbek auf.

Ueber sein Gesicht ging ein Freudenschein bei ihrem Anblick.

„Wieder munter, Fräulein Toni?"

„Ja, es geht wieder, Herr Hollerbek. Ich bin gekommen um Ihnen zu danken, herzlich zu danken für das, was Sie für mich getan haben."

Er winkte ab. „Sie haben mich einmal vor einer falschen Katze gerettet, und ich tat es vor einer echten Pantherkatze."

„Sie machen Ihre Tat klein!"

„Nein, nein! Ich freue mich unendlich, daß ich es tun konnte. Hoffentlich haben Sie den Schreck gut überstanden. Eigentlich hat Sie „Caesar" gerettet. Prachtvoller Kerl, ha den „Ugo" gut zugerichtet, hat allerdings auch etwas Tüchtiges abgekriegt. Meist ist ja ein Panther einem Löwen nicht gewachsen, aber unser „Ugo"... ich hätte mich nicht gewundert, wenn vor ihm selbst „Caesar" den Kürzeren gezogen hätte."

„Ach, wenn ich reich wäre, ich würde den „Caesar" kaufen und ihm drüben in seiner Heimat die Freiheit geben," sprach Toni treuherzig dankbar.

„Das wäre ein schlechtes Geschenk für ihn. Der dürfte für die Freiheit verdorben sein. Aber wollen wir einmal gemeinsam zu „Caesar" gehen. Oder sind Sie noch zu schwach?"

„Nein!" riß sie sich zusammen. „Es geht schon!"

Aber als sie vor den Raubtierkäfigen standen, da zitterte Toni doch und sah scheu nach dem Gelaß hinüber, das der schwarzen Riesenpanther barg.

„Caesar" begrüßte das Mädchen mit einem kurzen, etwas rauhen Brüllen. Er drängte zu den Gitterstäben und rieb den Kopf daran.

Toni nahm sich zusammen, griff in seine Mähne und graulte ihn durch die Stäbe hindurch, daß „Caesar" wohlig schnurrte.

Görik brachte ein Stück Fleisch.

„Geben Sie ihm das!"

Toni warf es „Caesar" hin, er nahm es sichtlich gern von ihr. Görik reiche auch den anderen Löwen je ein kleines Stück.

Dann wandte er sich an Toni.

„Ich war entsetzt, als ich hörte, was geschehen war! Hoffentlich wird der Schuldige gefaßt. Jetzt haben Sie wohl Furcht vor den Löwen?"

„Nein, nein!" versicherte Toni. „Die Löwen fürchte ich nicht... aber den Panther... „Ugo"... der muß schrecklich sein. Der tritt wohl auch nie mit auf?"

Görik schüttelte den Kopf.

„Nein, den habe ich noch nicht gewagt, in Dressur zu nehmen. Er ist von einer unbändigen Wildheit. Wir führen ihn nur als Paradestück für die Besichtigungen mit."

* * *

Toni fand nach und nach ihre Ruhe wieder.

Sie arbeitete unverdrossen an ihrem Pult und rechnete genau so sicher wie sonst an ihren Zahlenkolonnen.

Sie hatte seit dem kritischen Tage einen ständigen Wächter, das war der brave Max Sauerkraut. Hollerbek hatte ihn behalten und von Berlin mitgenommen.

Max Sauerkraut verehrte Toni in selbstloser Weise und fühlte sich als ihr besonderer Beschützer. Sobald sein Dienst als Billettabreißer erledigt war, trieb er sich stets in der Nähe ihres Wohnwagens herum und paßte scharf auf, daß nicht ein unerwünschter Besucher das Mädchen belästigte.

So schauchtern er sonst war, wenn ein Fremder kam und ungefragt in den Wagen wollte, dann hielt er ihn sofort an und fragte barsch nach seinem Begehr.

Diese Fürsorge, die Toni wohl spürte, schuf ihr eine gewisse Beruhigung.

* * *

Wochen vergingen.

Zirkus Hollerbek hatte in Magdeburg sein Riesenzelt eröffnet und vier fast ausverkaufte Abende gehabt und war dann durch ganz Deutschland gezogen.

Otto Borke hatte recht behalten. Sein Zirkusspiel war überall ein großer Erfolg. Der Reklamechef des Unternehmens reiste stets voraus und überwachte selber die ganze Reklame, scheute sich nicht, wenn es sein mußte, in ein paar Dörfern, wo er keine geeignete Helfer fand, selber die Plakate anzukleben.

Er verhandelte mit den Omnibusbesitzern und richtete strahlenförmig Autolinien ein, die es ermöglichten, daß die Besucher bequem bis zum Zirkus gelangen und vom Zirkus wieder heimfahren konnten. Die Autofahrten waren gleich im Kartenpreis einkalkuliert.

Hollerbek senior ist sehr zufrieden.

Er hat alle Verbindlichkeiten glatt regulieren können — mit Ausnahme der Schuld an Wildt, die ja bis 31. August unkündbar ist. Außerdem verfügt er über eine stattliche Reserve.

Neue, große Pläne gehen durch seinen Kopf.

Er hat Verhandlungen mit Amerika angeknüpft, plant im Juli nach drüben zu gehen und sechs Monate dort zu reisen. Zunächst nach Südamerika, dann Mexiko und Nordamerika bis hinauf nach Kanada.

Heute erwartet er seinen Vertreter, den er nach Amerika gesandt hatte, und den Vertreter der Südamerika-Linie.

* * *

Große Konferenz, an der außer Hollerbek und Sohn, Otto Borke und auch Toni als Protokollantin teilnehmen.

Herr Armand Meunier, ein eleganter Lothringer mit kleinem Spitzbart und lebhaften Augen der für den Zirkus schon zehn Jahre zur besten Zufriedenheit arbeitet, sitzt ruhig und sicher Hollerbek gegenüber. Neben ihm hat Herr von Spalteholtz, der Vertreter des Lloyd, Platz genommen.

„Erzählen Sie, lieber Meunier, wie schaut es drüben aus?"

Meunier zuckt die Achseln. „Nicht gut, Herr von Hollerbek!" beginnt er in seinem weichen Deutsch. „Auch in Südamerika in Mexiko und in der Union spürt man die Folgen der Wirtschaftskrise, wenn auch nicht in dem Maße wie in Deutschland. Die beiden Zirkusunternehmen Rawlinson und Bekker sind pleite gegangen."

„Das klingt wenig erfreulich!"

„Oh, das hat für Sie nichts zu sagen. Die Zeiten sind schlecht, aber ich nehme an, wenn Sie in Deutschland Geschäfte machen können, dann werden Sie es drüben genau so. In Südamerika sieht die Sache bestimmt aussichtsreich aus, denn Rawlinson, unser schärfster Konkurrent, existiert nicht mehr. Mexiko ist schwer vorauszusagen, aber die Union taxiere ich gut ein, obwohl ich betonen möchte, daß noch Schwierigkeiten bestehen wegen der Einreise. Doch ich hoffe sie zu überwinden. Schließlich kann man ja in Südamerika allein drei Monate spielen, und schon das müßte sich lohnen."

„Ist anzunehmen!"

„Wie gehen die Geschäfte in Deutschland?"

„Bis jetzt ganz ausgezeichnet! Ich habe noch nie besser gearbeitet als jetzt. Wir haben wochenlang glänzende Einnahmen gehabt. Wir haben uns umgestellt. Arbeiten in jeder Stadt verkürzt, haben aber ein Zelt, das an die zwanzigtausend Personen faßt, förmlich ein kleines, überdachtes Stadion."

„Alle Hochachtung! Und die Behörde hat es genehmigt?"

„Ja! Die neue Anlage hat natürlich eine Menge Geld gekostet, aber sie macht sich bezahlt."

„Wie wird es im Winter werden? Werden Sie das gewaltige Zelt erheizen können?"

„Nach Aussage der Fachleute: Ja! Stellt es sich doch anders heraus, dann muß ich im Winter mit dem kleineren Zelt arbeiten."

„Zwanzigtausend Plätze . . . das ist ja unerhört. Dann sind Sie der größte Zirkus!"

„Allerdings, das sind wir gegenwärtig. Ich glaube kaum, daß es größer zu machen ist. Uebrigens ist die Platzverteilung eine geniale. Es ist ein Zweiundzwanzig-Masten-Zelt."

„Und Sie bekommen es voll?"

„Ja! Ich spiele ja in Zukunft in einer Stadt wie Berlin nur zehn Tage, während ich sonst einen Monat dort war. Ich besuche aber auch kleinere Städte auf einen oder zwei Tage."

„Ja aber lohnt es sich denn? Der Zeltaufbau muß doch unendlich schwieriger und kostspieliger sein?"

„Das trifft gottlob nicht zu. Wir haben eine Kolonne, die vorarbeitet und die Masten einzementiert, und wenn wir dann mit unserem Zelt ankommen, dann geht das alles wundervoll glatt. Eine größere Anzahl Leute brauchen wir zwar, aber die Arbeit ist bei diesem neuartigen Zelt trotzdem nicht viel kostspieliger."

„Haben Sie doppelte Masten?"

„Ja, allerdings! Und wo wir bloß einen oder zwei Tage spielen, da nehmen wir sowieso nur das kleine Zelt. Wir machen es so, daß wir immer ein paar Tage das kleine Zelt benutzen, während an einem Orte, wo wir eine Woche oder noch länger spielen, inzwischen das große Zelt aufgebaut wird. Wir haben aber auch schon in einem Tage das große Zelt von einem Ort zum anderen umgesetzt und nur eine Pause von zwei Tagen gehabt."

„Bravo! Dann werden wir drüben gut abschneiden. Ich hörte, daß Sie sich auch in der Darbietung umgestellt haben?"

Hollerbek erzählt dem Vertreter ausführlich darüber, und Monsieur Meunier ist voll Bewunderung.

„Das müssen Sie auch drüben beibehalten. Allerdings müssen Sie auch noch andere Zirkusstücke bringen."

Hollerbek sieht lächelnd auf Borke.

Borke nickt gleichmütig. „Ist schon fertig!"

„Kann ich es einsehen? Ich kenne den Geschmack der Amerikaner ganz genau und kann beurteilen, ob es das richtige ist!"

„Mit Vergnügen, Monsieur Meunier! Steht Ihnen zur Verfügung. Es sind übrigens eine ganze Reihe Abwandlungen. Ich meine, wir müssen uns jeweils nach dem Staate richten, in dem wir spielen."

„Sehr richtig!"

„Wir können den Yankees nicht vorsetzen, was die Brasilianer begeistert aufnehmen."

„Sie haben recht!"

Dann läßt sich noch Meunier über die Tournee aus. Beginn in Rio de Janeiro. Gastspiele in allen brasilianischen Städten, dann durch Paraguay, Uruguay, Argentinien, Chile heraus nach Mittelamerika, nach Neuyork.

Schließlich kommt man auf die Ueberfahrt und Rückreise zu sprechen.

Herr von Spalteholtz vom Norddeutschen Lloyd erbittet sich nähere Angaben und macht nach kurzer Berechnung sein Angebot, das eine sechsstellige Ziffer aufweist.

Hollerbek nickt und fragt dann beiläufig: „Und die Zahlungsbedingungen?"

„Dreiunddreißig ein Drittel Prozent bei der Abreise, sechsundsechzig zwei Drittel Prozent bei der Rückreise."

Man kam zu einer Einigung. Die Abreise wurde nun auf den 11. Juli festgesetzt.

* * *

Die Artisten hatten sich nach der Vorstellung um Otto Borke geschart.

Stille trat ein.

„Also, Kinder, wir reisen bekanntlich nach Amerika! Wir wollen hier nicht frieren, es geht nach Brasilien. Abreise 11. Juli von Bremen aus. Da kommen wir gerade in den südamerikanischen Winter rein. Alle Engagements sind weiter bestätigt. Wenn einer von euch glaubt, daß er den Strapazen der Tropensonne nicht gewachsen ist, dann muß er leider so lange aussetzen, bis wir wieder hier sind. Alle anderen haben bis übermorgen abend ihre Pässe im Büro abzugeben, damit das Visum für alle gleichzeitig eingeholt werden kann. Verstanden?"

„Jawohl!" rief es im Chor.

Man sah überall frohe, gespannte Gesichter.

„Wir wollen den Herrschaften drüben mal zeigen, in welcher Blüte die deutsche Zirkuskunst steht. Aber noch eins: Wir haben noch achtzehn Tage zu spielen. Die Direktion erwartet, daß Sie bis zur Abschiedsvorstellung das Beste hergeben. Unsere letzten Vorführungen in Deutschland sollen genau so gut sein, wie die vorhergehenden."

„Det sowieso!" rief Clown Bohne.

„Weiter! Unsere Zirkusspiele werden drüben natürlich in spanischer und portugiesischer Sprache, dann in englischer gegeben. Das Personal wird die nächsten Wochen Sprachunterricht durch Dr. Kuttner erhalten. Einstudiert werden die Spiele noch in Deutschland."

„Wie lange werden wir drüben bleiben?" fragte Garry.

„Unbestimmt! Wahrscheinlich aber bis zum nächsten Frühjahr. Ich werde dafür sorgen, daß Sie auf dem Programm als Deutschlands zweitschönste Frau angezeigt werden."

„Als zweitschönste Frau?" lächelte sie. „warum nicht als schönste?"

„Ganz einfach, Fräulein . . . die schönste Frau wird mir meine Frau, und da Sie mich absolut nicht ausstehen können . . . da müssen Sie eben die zweitschönste bleiben!"

Alles schmunzelte.

(Fortsetzung folgt)

Das Rennen

Skizze von Paulrichard Hensel

Wie mühsam gebändigte Ungeheuer standen die Rennwagen vor der Tankstelle. Die Werkingenieure sprachen lebhaft miteinander, Filmoperateure hatten ihre Stative aufgestellt, und von den Tribünen kam ein Stimmengewirr, das die kaum beachtete Musikkapelle fast übertönte.

Die Fahrer, die zu dem Rennen starten wollten, verhielten sich schweigsam. Was sollten sie sich sagen? Sie kamen aus verschiedenen Ländern, und jeder hatte denselben Ehrgeiz und dasselbe Ziel. Nur der kleine Holländer, der schon im Training 200 Stundenkilometer aus seinem blauen Wagen herausgeholt hatte, sagte verstimmt zu dem neben ihm stehenden Deutschen: „Die Bahn sah in den letzten Tagen besser aus — ohne diesen Betrieb . . ."

Werner Lux, der blonde Führer des Wagens 12, sah verwundert auf: „Lieber Koolge, Nervosität dürfen wir uns jetzt nicht gestatten!"

Der Rest der Zigarette flog in den Sand. „Ich verliere nichts —"

Dies Wort machte Lux nachdenklich. Unter all den festlich gekleideten Menschen hier waren sie, die Rennfahrer, allein. Niemand hatte sich aus der Heimat einen mitgebracht, der ihm nahe stand. Wer mit einem Genickbruch rechnen muß, bleibt immer einsam, mitten unter den vielen, die an solchem Tage auf die eine oder andere Art einen Gewinn suchen. Und vielleicht war dadurch nur dies Einsetzen der letzten Kraft möglich.

Aber um nichts in der Welt hätte Lux jetzt antworten mögen: „Ich habe eine Frau zu verlieren." Denn diese Frau fehlte unter denen, die jetzt den Fahrern die Hände schüttelten. Sie war von Anfang an gegen dies Unternehmen gewesen. Und alle Argumente — die große Chance, die sich bot; die Möglichkeit einer glücklichen Wendung nach dem ersten nicht sorgenfreien Jahr der Ehe; die Notwendigkeit, viel daran zu setzen, um etwas zu gewinnen — stimmten die Frau nicht um. Sie sah nur das Abenteuer, das Vabanque-Spiel, und ihr Herz lehnte sich dagegen auf.

Lux, der schon seit dem Morgen bei seiner Maschine war, verstand das nicht. Er hatte Uebung und Ehrgeiz genug, um an ein Wagnis heranzugehen, und wenn vielleicht auch ein wenig Abenteuerlust dabei war — er tat es doch nicht für sich allein. Bis um zwei Uhr hatte er noch mit Hildes Kommen gerechnet. Jetzt rückte er entschlossen den Gürtel über dem weißen Overall fest. „Nun gut — also dann . . ."

— — — — — —

Jäh anwachsendes Heulen der Motoren riß die Zuschauer an die Schranken. Wie ein Blitz waren die ersten Wagen vorbei, kaum vom Auge wahrgenommen. Wahnsinn! war der erste Gedanke — übermenschlich —! Bleistifte und Uhren wurden gezückt — minutenlanges Warten — und unbewußt in jedem die Ahnung vielleicht: Hier fährt der Tod — bis nach der dritten Runde die Blicke schon kritisch und beherrscht den Wagen folgten. Der blaue Wagen des Holländers hatte die Führung, das Feld war schon weit auseinandergezogen. Und die Sonne schien über den grünen Hängen, die das weiße Band der kurvenreichen Rennstrecke einrahmten.

Nach der sechsten Runde sickerte das Gerücht von einem Unfall durch. Hastige Blicke auf die Starterliste. „Der Blaue fehlt!" Ein paar Wagen surrten vorüber — „Nummer 12 kommt auch nicht mehr — der Lux — was ist denn los?"

— — — — — —

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Rennens kam Werner Lux von dem lärmenden Treiben vor dem Klubhaus frei. In der Halle seines Hotels erwartete ihn seine Frau, unbekümmert um die Fremden hing sie an seinem Halse, die Stimme versagte ihr. Und zwischen Tränen und Lachen löste sich ihre Spannung in einem unablässigen „Du . . . Du . . ."

Reporter und Photographen umdrängten Lux. „Morgen", bat er, „bitte morgen . . ."

Dann, als er mit der Frau allein war, fragte er leise: „Warum bist Du nicht gekommen?"

Sie sah ihn an, immerfort sein Gesicht streichelnd: „Heute mittag hielt ich die Uhr an. Ich wollte die Stunde nicht wissen, wenn der Tod neben Dir ist; ich wollte nicht daran denken, daß ich Dich verlieren kann. Aber als ich dann hörte, daß Du als Zweiter durchs Ziel gekommen bist, tat es mir weh, daß ich nicht bei Dir war . . ."

„Nicht doch", sagte er ein wenig verwirrt, „nicht doch". Er dachte an die Fahrt zurück, an die unbeschreibliche Loslösung und das innere Abschiednehmen von allem Lebenden, und es war ihm, als blicke er in eine tiefe, dunkle Kluft zurück. Nun war er zu Hause, eine Frau hatte um ihn gebangt, sie war ihm jetzt nahe, und sie war das Leben.

Und langsam tauchte in ihm die Erkenntnis auf, daß, wenn es um Heimat und Frieden geht, es noch einen anderen Einsatz gibt als — das Wagnis einer Stunde. Lange saßen sie an diesem Abend zusammen und bauten, sich an den Händen haltend, mit Wünschen und Hoffnungen schrittweise sich eine neue Welt.

Er hatte sich müde und erschöpft ausgestreckt, als die Frau noch die letzten Nachrichten von dem Rennen durch den Rundfunk hörte.

„Werner Lux, seit der vierten Runde führend, ließ sich den sicheren Sieg dadurch entgehen, daß er — als erster — an der Unfallstelle des Holländers Koolge hielt, um zu dem Schwerverletzten zu eilen."

Die Frau schaltete aus. Wer anderen half, war kein Abenteurer. Ihre Hand strich zärtlich über den Kopf des Mannes. Sie wußte jetzt, daß sie bei ihm geborgen war.

Sturm

Skizze von Hedwig Teichmann-Müglitz

Schwer und schwül lastete die Glut über dem Tale, wiewohl der Abend schon über die schwarzen Wälder kam. Dunkle Wolkenberge wuchsen im Westen empor, schwefelgelb gerandet, Sturm oder Hagel kündend. Der alte Bauer vom Trinkshof saß vor seinem Hause und sah in das aufziehende Wetter. Seine Augen bohrten sich fragend in das Geheimnis der heranziehenden Wolken, die Hände lagen verkrampft um die dürren, krummen Knie. Gebet oder Verzweiflung? Beides drückte die Haltung aus. Sein Nachbar kam mit einem Zeitungsblatt daher, schadenfrohes Grinsen auf dem Gesichte.

„Na — ist Wilhelm schon zurück? Noch immer nicht? Wo steckt er denn?"

„Eine Reise hat er halt gemacht. Wird schon wiederkommen." Nein, der Nachbar sollte nicht wissen, wie Sorge und Angst sein Herz zerfraßen. Der einzige Sohn war vor zwei Wochen mit dem letzten Gelde, das er besaß, davongefahren, um, wie er sagte, sein Glück zu versuchen. Wie und wo, hatte er nicht verraten. Nun — Wilhelm war sonst gut und tüchtig — aber gibt es nicht schlechte Menschen auf der Welt? Und ist Jugend nicht oft leicht verführt? Warum ließ er nichts von sich hören? Der Trinkshof war am Zugrundegehen. Die schlechten Zeiten nagten an seinen Grundmauern — bald würden sie einstürzen . . .

Hämisch faltete der Nachbar die Zeitung auseinander. „Da — hör, was da steht, Trinksbauer! Ich tät mich aufhängen, wenn das mich anginge. Ein Devisenschwindler wollt' über die Grenz' mit viel Geld, man nahm ihn hopp, und dann stellte sich heraus, daß er das meiste Geld gestohlen hatte. Im Arrest hat er Selbstmord verübt. Na, was sagste jetzt? Der Wilhelm is halt in schlechte Gesellschaft geraten —"

Der Trinksbauer riß ihm das Blatt aus der Hand, bleich bis in die Lippen und mit zittrigen Fingern. Und da las er selbst — las klar und deutlich den Namen seines Sohnes: Wilhelm Trinks. Wortlos gab er die Zeitung zurück und stand auf. Der Sturm kam gezogen. Heulend brauste er vom Walde herunter und legte sich wie ein sprungbereites Raubtier zwischen Baum und Haus. Wimmernd klagte es in den Lüften, Windhexen ritten auf stürmenden Wolken einher, und ihr Lachen durchgellte das Rasen der Elemente. Die Bäume bogen sich ächzend. Der Trinksbauer schritt torkelnd zum Stall hin-